

Leseprobe



Lebensschätze

Unglaubliche Geschichten, die das Leben schreibt

92 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746241470

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2014



benno

Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-4147-0

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Leipzig
Umschlaggestaltung: Ulrike Vetter, Leipzig
Umschlagabbildung: © Daniela/Fotolia
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)

Den Schatz der Seele heben

Neue Mütter gibt es nicht, GINA RUCK-PAUQUÉT	8
Ein großartiges Gefühl, GINA RUCK-PAUQUÉT	14
Von wegen ein bunter Vogel, IRMGARD LAPS	19
Das Miststück, URSULA WÖLFEL	23
Begegnung, PETRA NG'UNI	29
Der Trottler, GUDRUN PAUSEWANG	34
Kleinigkeiten?, HELMUT PUSCHMANN	39

Schenken heißt von Herzen geben

Unterwegs zum Licht, PETER KLENTZAN	44
Was heißt Leben?, ÜBERLIEFERT	52
Alfons und „Die Schmuttelkinder von Juruti“, NORBERT BLÜM	54
Frühstück wie nie zuvor, MARIE ANNE BERLÉ	64

Dankbarkeit ist die Sprache der Herzen

Steh-auf-Lieschen, ANNELIESE PROBST	70
Tante Mimis Erben, KARIN RESCHKE	80
Ein Gerichtsverhandlung in New York, HEINZ LIEPMANN	84
Glück auf Umwegen, BRIGITTE HAUTH	88

DEN SCHATZ DER SEELE HEBEN

Wenn du das Ende von dem erreichst,
was du wissen solltest,
stehst du am Anfang dessen,
was du fühlen solltest.

KHALIL GIBRAN

Neue Mütter gibt es nicht

„Du brauchst nicht traurig zu sein.“ Christina zog ihrer Puppe Jette den rechten Strumpf hoch. „Ich lasse dich nicht allein. Nie!“, fügte sie bekräftigend hinzu. Aber Jette schien ihr trotzdem traurig. Das war früher anders gewesen. Vieles war anders gewesen – Christina selbst, der Vater, die Wohnung und der Garten.

Christina ging die Straße entlang. Sie hielt Jette am Arm, sodass sie neben ihr her baumelte. Vorm Gemüseladen lag Flupsy in der Sonne, den Kopf zwischen den Pfoten.

„Gehst du mit?“, fragte Christina. Aber der Hund rührte sich nicht. Christina ging weiter. Sie wollte auch gar nicht, dass er mitkam. Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich.

„Du sollst heimkommen!“, rief Peter. „Deine Mutter sucht dich.“

„Pah!“, sagte Christina.

„Hörst du nicht?“, Peter blieb neben ihr. Er hatte ein Pflaster auf dem Knie.

„Bist du hingefallen?“, fragte Christina.

„Abgestürzt“, sagte Peter.

Er war nämlich manchmal ein Flugzeug.

„Deine Mutter sucht dich“, wiederholte er dann.

Christina blieb stehen.

„Ich habe keine Mutter“, sagte sie. „Meine Mutter ist tot.“ Sie fühlte, dass sie sehr zornig war, als sie das sagte.

„Na ja.“ Peter zupfte an einer Schlaufe, die aus seiner Strickjacke heraushing. „Deine neue Mutter, mein ich.“

„Neue Mütter gibt es nicht“, erklärte Christina. „Du bist blöd!“

„Selbst blöd!“, sagte Peter. „Haut sie dich?“, fragte er dann.

Christina schüttelte den Kopf. Plötzlich musste sie heftig schlucken.

„Hast du was?“, wollte Peter wissen.

„Nein“, sagte Christina.

Und damit es glaubhaft wirkte, wirbelte sie Jette am Arm durch die Luft.

„Lass mich mal!“, Peter griff nach der Puppe.

„Nicht“, fauchte Christina.

Was der sich dachte! Schließlich war Jette ihr Kind.

„Dann tschüss!“, sagte Peter.

Christina ging in die falsche Richtung weiter. Die neue Frau ihres Vaters wartete auf sie. Sie hieß Heide. Er hatte sie geheiratet. Aber bloß deswegen war sie noch lange nicht ihre Mutter! Sie hatte den Sessel ans Fenster gestellt. Den dicken grünen Sessel, der immer neben dem Ofen gestanden hatte. Und dann begoss sie die Veilchen von oben. Dabei musste man sie von unten gießen. Aber die Veilchen blühten trotzdem. Christina wünschte, sie täten das nicht.

Es gab vieles, was Christina nicht wollte. Dass ihr Vater seine Hand auf die Hand der neuen Frau legte, wollte sie nicht, und dass der Wellensittich sang, als ob nichts wäre. Fips, der Wellensittich, der auf der Schulter ihrer Mutter gesessen hatte!

Und im Garten blühte nicht eine Sonnenblume. Immer hatten da Sonnenblumen geblüht.

„Hast du schon gegessen?“ Die Zeitungsfrau kam aus ihrem Kiosk und schloss hinter sich ab.

„Ich ...“, sagte Christina. „Ich muss irgendwo hin“, fügte sie dann hinzu. Und sie ging weiter auf dem vertrauten

Weg, den hohen Bäumen entgegen, die den Friedhof umstanden.

Jette waren die Augen zugefallen. Christina drückte sie fester an sich. Sie blickte auf die Puppe hinab. Hübsch sah sie nicht aus in ihren fleckigen Kleidern.

Zu Christinas Geburtstag hatten neue Puppenkleider auf dem Tisch gelegen, neben den Blumen und dem Kuchen. Aber Christina hatte sie in ihrem Schrank verkramt. Ganz hinten unter den Nachthemden.

Jetzt hatte sie den Friedhof erreicht. Sie zog das große, rostige Eisentor auf und ging hinein. Der Friedhof war ein guter, fröhlicher Ort. Christina war gerne hier. Überall blühten Blumen, in den Bäumen sangen die Vögel, und Eichhörnchen huschten die Äste entlang.

Christina wusste genau, wo ihre Mutter nun war. Sie hätte im Dunkeln hinfinden können.

„So“, sagte sie, als sie da war. Sie legte Jette neben sich und setzte sich ins Gras. „Du brauchst keine Angst zu haben, ich lass dich nicht allein.“

Ein gelber Schmetterling flog über den Blumen dahin. Er sah aus, als ob er müde sei. Christina schaute ihm nach, bis er hinter den Tannen verschwand. Dann legte sie den Kopf auf den Erdhügel, zwischen den Stiefmütterchen, die Katzengesichter hatten, und schlief ein.

Im Traum suchte sie ihr Bett. In der Wohnung stand es nicht mehr. Aber sie fand es endlich im Garten, zwischen den Sonnenblumen. Kaum hatte sie sich hingelegt, begann es hochzuschweben, dem Himmel entgegen. Christina wusste, dass sie da oben erwartet wurde. Doch die neue Frau ihres Vaters, die Heide hieß, machte aus ihrem schmalen Ledergürtel ein Lasso und fing das Bett ein.

„Nein!“, schrie Christina, als sie zum Boden zurücksank. „Lass mich los!“

Eine tiefe Stimme lachte neben ihr. Es war der Friedhofswärter, der sich über sie beugte.

„Du wirst dich erkälten“, sagte er. „Steh auf, Kleines.“

„Ja“, antwortete Christina.

Sie sprang auf die Füße und nahm Jette.

„Willst du nicht heimgehen?“, fragte der alte Mann. Christina nickte. Für einen Augenblick kniete sie am Grab nieder.

„Tschüss“, flüsterte sie, „bis morgen.“

Dann machte sie sich auf den Weg. Es begann zu regnen. Christina blickte zum Himmel empor. Da fiel ihr das Lied ein:

„Regentier mit tausend Füßen

will vom fernen Himmel grüßen.

Klopft ans Fenster, springt aufs Dach,

Kätzchen unterm Herd wird wach.“

Aber das mochte Christina nicht denken. Sie ging weiter, am Zeitungskiosk vorbei, der jetzt leer stand. Flupsy war auch nicht mehr draußen. Es war überhaupt sehr still.

„Schläfst du?“, fragte sie Jette. Jette schien zu blinzeln.

Christina wollte nicht nach Hause gehen. Aber sie ging trotzdem nach Hause. Als sie hinunterblickte, sah sie wieder, dass sie ihre Sonntagsschuhe trug. Sie hatte sie einfach angezogen heute Morgen, und es war nicht aufgefallen. Sicher wusste die neue Frau gar nicht, dass es ihre Sonntagsschuhe waren. Es waren rote Schuhe. Christina hatte sie damals selbst aussuchen dürfen.

Sie wich einer Pfütze aus und ging schneller.

Die Frau des Vaters stand am Fenster. Sie hatte geweint.

„Da bist du ja“, sagte sie. „Ich habe mir Sorgen gemacht.“

Christina biss die Zähne aufeinander. Stumm hielt sie Jette umklammert.

„Wasch dir schnell die Hände. Du hast ja noch nicht gegessen.“

Christina blickte ihre Hände an.

„Sind sauber“, sagte sie.

Die Frau stand mit dem Rücken zum Fenster. Das Licht von draußen legte einen hellen Schein auf ihr Haar. Christina sah, wie die Frau die Schultern zusammenzog, als wäre ihr kalt. Dann ging sie an ihr vorüber in die Küche.

Plötzlich begann Fips zu singen. Er saß auf der Lampe. Sie ließen ihn oft aus seinem Käfig am Nachmittag. Früher war er dann auf die Schulter ihrer Mutter geflogen. Und saß er auf der Lampe und sang, als sei nichts anders geworden. Christina blickte ihn böse an.

„Sei still!“, sagte sie.

Im selben Augenblick bemerkte sie, dass das Fenster einen Spalt offen stand. Wenn er nun hinausflog! Christina wusste, dass sie das Fenster schließen musste. Ganz schnell musste sie es schließen. Aber gleichzeitig war der Wunsch in ihr, dass er fortfliegen möge.

Und während sie da stand wie gelähmt, sah sie zu, wie er die Flügel breitete. Er flatterte auf den Vorhang zu, krallte sich für Sekunden in den Stoff. Dann, wie von ihrem Wunsch getragen, flog er durch den Fensterspalt hinaus.

„Fips!“, schrie Christina. „Fips!“

Sie hörte die Küchentür und spürte, dass die Frau neben ihr stand.

„Was ist geschehen?“

„Er ist weggeflogen.“

„Ich habe vergessen das Fenster zu schließen“, sagte die

Frau. „Mein Gott!“ Sie riss beide Fensterflügel auf und lehnte sich hinaus.

Plötzlich begann Christina hemmungslos zu weinen.

„Ich war es!“, schluchzte sie. „Ich.“

Die Frau stand mit hängenden Armen vor ihr, wagte nicht, das Kind zu berühren.

„Wieso?“, fragte sie leise.

„Ich habe es gewollt!“, weinte Christina. „Ich habe gewollt, dass er wegfliegt.“

„Ich dachte, dass du ihn gern hast“, sagte die Frau.

„Ja!“, schrie Christina. „Nein! Er sollte nicht singen!“

Mit einem Mal umklammerte sie die neue Frau ihres Vaters. Heide legte den Arm um ihre Schultern.

„Warum sollte er nicht singen?“, fragte sie.

„Wie kann er singen, wo sie gestorben ist“, schluchzte Christina. „Er hat auf ihrer Schulter gesessen. Alles ist anders. Alles ... Du bist nicht meine Mutter“, setzte sie hinzu. „Nie bist du meine Mutter!“

„Nein“, sagte die Frau. „Ich bin nicht deine Mutter. Aber ich bin bei dir.“

Minutenlang standen sie still beieinander.

„Komm“, sagte die Frau endlich, und sie strich Christina die feuchten Haare aus dem Gesicht. „Wir wollen versuchen, ihn wiederzufinden. Die Nächte sind schon kühl. Das bekommt ihm nicht.“ Christina blickte zu ihr auf.

„Es tut mir so leid“, sagte sie.

„Ich weiß“, sagte die Frau. „Ich weiß, wie traurig du warst. Und ich war es auch.“

Dann gingen sie zusammen hinaus und begannen, Fips zu suchen.

GINA RUCK-PAUQUËT

Ein großartiges Gefühl

Als der Junge zur Brücke kam, hielt er an. Er setzte einen Fuß auf die Erde, lehnte sich vom Fahrrad aus über das Geländer und spuckte zweimal ins Wasser. Dann stieg er ab. Es war nur ein Tümpel, und wenn es lange nicht geregnet hatte, zog er sich zusammen und gab an den Rändern feuchte, graue, glatt gespülte Erde frei.

Der Junge schob das Fahrrad seitlich ans Wasser hinunter und lehnte es an einen Strauch. Mit der Schuhspitze malte er einen Kreis in den Matsch. Dann drückte er den Fuß vorsichtig in den weichen Boden, bis die Sohle darin verschwand. Als er ihn wieder herauszog, gab es ein schwaches saugendes Geräusch, und seine Spur blieb mit unscharfen Rändern zurück. Er nahm ein Stück Holz und wischte sie aus.

Plötzlich sah er, dass etwas im Wasser schwamm. Vielleicht war es ein Käfer. Ein schwarzer, zappelnder Punkt. Der Junge beobachtete ihn eine Weile, dann suchte er einen Stein. Er würde das Ding da an Land holen.

Das Wasser war ganz still. Der Junge wog den Stein in der Hand und warf ihn kurz hinter das Zappelnde in den Tümpel. Er dachte, dass eine Strömung zum Land hin entstehen würde.

Das Wasser geriet in jähe Bewegung, und ein paar Atemzüge lang konnte der Junge den Punkt nicht mehr sehen. Danach tauchte er wieder auf. Er zappelte noch stärker als vorher. Es schien, als trieben die großen Kreise ihn näher ans Land. Aber dann geschah genau das Gegenteil. Die Strömung zog in die falsche Richtung.

Vielleicht war ein Stein zu wenig. Der Junge blickte sich um. In seiner Nähe gab es keine Steine mehr. Er kletterte die Böschung hinauf und holte ein paar. Sie lagen kühl in seiner linken Hand, und mit der rechten nahm er einen nach dem anderen und warf sie ins Wasser. Er warf sie kurz nacheinander. Das Ding kämpfte verzweifelt gegen die Wellen. Wenn er zu nahe warf, würde es untergehen. Aber es sollte nicht untergehen, er wollte es an Land holen. Schließlich waren seine Hände leer. Er wartete gespannt, was nun geschehen würde. Doch es war wie beim ersten Mal, die Strömung lief falsch.

Das Wasser wurde wieder still, und der Punkt war nun noch weiter entfernt. Der Junge rieb sich die Finger an der Hose ab. Es ging nicht. So nicht. Einen Augenblick lang war er fest entschlossen aufzugeben. Dann sah er, dass das Tier nur noch ganz schwach zappelte. Die vielen Wellen hatten es erschöpft. Er biss ein paar Mal auf seinem Daumen herum, dann suchte er das Holz von vorhin. Tastend setzte er einen Fuß auf die nasse Erde und zog den zweiten nach. Als er ein paar Schritte gemacht hatte, spürte er, wie der eklige, kalte Matsch von oben her in seine Schuhe eindrang. Er lehnte sich vor, so weit er konnte, aber der Stock war zu kurz.

Noch lebte das Tier, der Käfer oder was es war. Der Junge watete zurück. Es war schwer, die Füße aus dem klebrigen Morast zu ziehen. Ein Stück weiter hinten stak ein ziemlich großes Stück Holz. Er riss es aus der Erde und hielt den Stock daran. Das würde langan. Als er seine Hosentaschen vergebens nach Bindfaden durchsucht hatte, schleuderte er beide weg, den Stock und das andere Holz.

Dann fiel ihm etwas ein. Er hob den Stock wieder auf, leg-

te ihn in seiner Hand zurecht und warf ihn neben das Tier ins Wasser. Sollte es daran hochklettern! Als der Stock aufplatschte, bewegte es sich wieder stärker. Aber er hatte nicht genau genug gezielt. Die Entfernung war noch zu groß, ungefähr eine Handbreit. Er griff das schwerere Stück und stampfte durch den Matsch ans Wasser. Jetzt stand er bis an die Knöchel im Schlamm.

Das Tier rührte sich kaum noch. Der Junge visierte die Stelle an. Dann schoss er das Holz ab. Es kam gut auf, aber es trieb ein Stück fort. Es war zu viel Kraft dahinter gewesen.

Das Tier hatte ein paar zuckende Bewegungen gemacht und war nun still. Der Junge blickte sich hastig um. Es war nichts mehr da, was er werfen konnte. Als er die Füße aus dem Morast zog, blieb sein rechter Schuh stecken. Er kümmerte sich nicht darum. An der Böschung wuchsen ein paar Sträucher. Er sprang hinauf und begann Äste zu brechen. Im Zurücklaufen streifte er hastig die Blätter ab. Das Tier regte sich nur ganz wenig. Es schien jetzt mit dem Hinterleib tiefer im Wasser zu liegen als vorher. Der erste Ast kam neben dem Stock auf. Das war zu weit rechts. Der Junge stand mit beiden Füßen im Wasser, aber er fror nicht. Er kniff die Augen zusammen und warf wieder. Diesmal war es schon besser. Bald war das Tier ringsum von Holzstücken eingeschlossen. Aber es hatte keine Kraft mehr, eines davon zu erreichen.

Er musste näher herankommen. Mit dem vorletzten Stück versuchte er, eines der anderen in Bewegung zu setzen. Es gelang, aber dann trieben beide vorbei.

Nun hielt er noch einen Ast in der Hand. Er watete eilig noch ein Stück vor, ging in die Hocke, atmete tief ein und hielt die Luft an. Dann hob er den Arm und warf.

Das Holz landete zwei Finger breit vor dem Tier und schwamm sogar noch etwas näher heran. Mit seinem anderen Ende lag es genau an dem schweren Stück, das er anfangs geworfen hatte. Aber das Wasser hatte sich zu stark bewegt. Der Junge sah, wie es das Tier hinunterzog. Es wehrte sich verzweifelt und verschwand. Als es wieder auftauchte, merkte er, dass er wild auf seinem Daumen herumriss.

Das Tier musste den Ast entdeckt haben. Es versuchte, darauf zuzuschwimmen. Manchmal kam es auch voran, auf eine seltsam unregelmäßige Art. Doch dann lag es wieder still und hielt sich nur mit Mühe oben. Der Junge spürte, wie sich alle seine Muskeln anspannten, als wäre er es, der da kämpfte. Nun hatte es das Aststück erreicht. Es versuchte, sich daran hochzuziehen. Immer wieder versuchte es das, aber es gelang nicht. Schließlich lag es wieder still wie vorher und sank langsam tiefer.

Der Junge stand unbeweglich und verkrampft. Das Tier würde es nicht schaffen. Er war stark, aber er fühlte, dass das nichts half. Ihm wurde ganz schlecht davon. Er presste die Zähne aufeinander. Das Tier würde es nicht schaffen. Dann machte es plötzlich doch noch einen Versuch. Er sah, wie es das Holz zu fassen kriegte und sich daran hochdrückte, einen, zwei Millimeter – wieder zurückfiel und es schließlich doch schaffte. Eine Weile rührte es sich nicht. Es war sehr still ringsum. Der Junge glaubte husten zu müssen, aber er unterdrückte es.

Nun regte sich das Tier. Es war ein Käfer. Er torkelte den Stock entlang auf das große Holz zu, das immer noch anschließend lag. Als er davor stand, verharrte er. Erst nach ein paar Sekunden begann er hinaufzukriechen. Der Junge erkannte seine Anstrengung. Er ballte die Hände

in den Hosentaschen zu Fäusten. Seine Augen brannten vom Starren.

Der Käfer stellte sich hoch und zog langsam die Hinterbeine nach. Es gelang beim ersten Mal. Er saß oben. Er war in Sicherheit. Er hatte seine Kraft verbraucht, aber diese Kraft hatte gereicht.

Der Junge bewegte sich. Ein Schmerz zog sich von seinen Schultern bis in die Arme. Es war wie nach einer großen körperlichen Leistung. Er streifte den Socken von seinem rechten Fuß, schwenkte ihn durch das Wasser und wischte sich damit den schlimmsten Dreck herunter. Wie er so auf einem Bein stand, begann er plötzlich zu lachen. Er hatte es geschafft. Er säuberte den Schuh, zwängte den nassen Fuß hinein und steckte den Socken in die Hosentasche. In diesem Augenblick breitete der Käfer seine Flügel aus. Als er sich in die Luft hob, blickte der Junge ihm nach, bis er ihn nicht mehr erkennen konnte. Danach musste er sich die Augen reiben, er war fast blind, so hatte er gegen die Sonne geguckt. Aber es machte nichts. Er hatte es geschafft.

Sein Fahrrad lehnte immer noch gegen den Strauch. Nachdem er es die Böschung hinaufgeschoben hatte, merkte er, dass er fror. Er fror erbärmlich. Er stieg auf und raste los, tief über die Lenkstange geduckt. Dann stieß er einen wilden, hellen Schrei aus. Er fühlte sich großartig.

GINA RUCK-PAUQUËT

Von wegen, ein bunter Vogel

Ich kam vom Wochenmarkt. Da ereilte mich ein großes Missgeschick. Ich, die schwergewichtige Mienchen, rutschte aus, trat an der Bordkante fehl und fiel lang hin. Dabei kullerten fast alle meine gekauften Äpfel aus dem Einkaufsnetz ...

Oh Schmerz, lass nach, konnte ich nur denken, als ich mich langsam wieder aufrappelte ...

Mit einem Stoßseufzer zum lieben Gott hinauf, der mich nun fallen ließ, humpelte ich auf einen Baumstumpf in meiner Nähe zu und setzte mich darauf. Mein rechter Fuß schmerzte, und mir war, als müsste ich jeden Augenblick in Ohnmacht fallen. Ich schnappte nach Luft wie ein Karpfen und sah mich verzweifelt nach einem barmherzigen Samariter um.

Ja, und da kam er auch schon, so ein Senior de la Chick, anspaziert und wedelte dabei mit seinem Spazierstock herum ...

Ich stöhnte und seufzte ihn an. „Ach bitte, könnten Sie mir vielleicht helfen? Ich glaub, ich hab mir den Fuß gebrochen. Und ich weiß mir keinen Rat. Wenn nur nicht der stechende Schmerz wäre.“

Der ältere Herr stand vor mir, musterte mich über seine Nickelbrille, rümpfte die Nase und meinte dann: „Das hat man nun davon, wenn man so viel Fett mit sich herumschleppt. Und das alles sollen Ihre Füße nun tragen ...“ Dann gab er mir noch einige ernährungswissenschaftliche Ratschläge und meinte zum Schluss: „Am besten, Sie ziehen den Schuh aus und legen das Bein hoch“, nickte

mir zu und stolzierte, ohne sich noch mal umzusehen, davon.

Der zweite Herr, den ich ansprach, war ein Postler. Er hielt mit seinem hellen Auto schräg vor mir. Auf meinen Zuruf kam er näher. Ein flachgesichtiges Wesen ohne menschliche Züge stand da vor mir. Als sich unsere Blicke trafen und er mein Missgeschick inspiziert hatte, erklärte er mir sachlich und korrekt mit einem sächsischen Akzent: „Die Vorschriften der Deutschen Bundespost lassen laut Paragraph soundso das Transportieren von Nicht-Postlern, auch wenn es sich um einen Unfall oder Notfall handelt, nicht zu. Außerdem, meine Dame, ist für mich Zeit Geld. Ja, und das will verdient sein“, erklärte er, sprang ins Auto und knallte die Tür zu.

Die nächste Person war eine junge Frau mit einer hübschen Fassade, langer blonder Mähne und einem kurzen Lederrock. Sie trippelte auf ihren Stöckelabsätzen hastig an mir vorbei und reagierte erst gar nicht auf meine Anrede. Völlig verzweifelt über so viel „Mitmenschlichkeit“ saß ich nun da, ich, die kugelige Mienchen, und konnte nur noch seufzen: „Ach, ich armes gottverlassenes Weib, gibt es denn keine Seele, die sich meiner erbarmt?“ Dabei war ich vor Selbstmitleid total am Boden und fing an zu heulen ...

Da sauste plötzlich von der Seite kommend ein junger Mann auf mich zu. Er bremste scharf und stand frontal vor mir. Oh Gott! Was für ein bunter Vogel! Lila Hahnekamm und die Seiten geschoren. Seine Ohren waren mit vielen Ringen gepierct und auch sonst hing an ihm allherhand Klimbim herum. Mit einem aufgeweckten Gesicht und lebhaften Augen, die mich anblitzten, sah er mich an, als er sagte: „Ehm, Omi, was haste denn? Nun heul

mal nich so! Du siehst ja richtig blass um deine Nase aus. Kipp mir bloß nich aus die Latschen. Wat is, kann ick dir irjendwie uff die Sprünge helfen?“

„Ja, schön wär's, mein Jungchen. Aber auf die Sprünge helfen ist nicht drin“, sagte ich und wies auf meinen rechten Fuß, der schon bis zum Knöchel dick war. „Ich bin fehl getreten, es schmerzt sehr.“

„Allet keen Problem“, sagte der junge Mann, während er sein Fahrrad gegen einen Baum stellte ... Dann ging er vor mir in die Knie, löste vorsichtig die Schnürsenkel und versuchte ganz langsam, den Schuh von meinem Fuß zu kriegen. Dabei meinte er: „Beiß die Zähne zusammen, Omi. Der Schuh muss runter! Aber det kriegen wir schon hin, so, gleich haben wirs ... Na also, wer sagt es.“

„Danke, mein Jungchen, oh, tut das gut ...“

„Na ja, aber ganz schön angeschwollen ist dein Fuß“, meinte mein freundlicher Helfer. „Wenn da mal nich was jebrochen is? Ja, und was machen wir jetzt? Omi, wie wär's mit eener Spritztour zur Chirurgie, im zwölften Jang?“, lachte er und winkte schnell ab. „Na ja, Spaß beiseite. Und wat kann ick noch für Sie tun, Omi?“

„Ach, du willst mir wirklich helfen?“

„Klar, will ick! Det is doch Ehrensache“, sagte dieser nette bunte Vogel und seine Augen funkelten mich lausbübisich an.

„Das ist aber nett von dir, mein Jungchen“, lobte ich.

Dann sagte ich ihm die Adresse von meiner Wohnung und bat ihn, meinen Mann zu holen ...

„Mit dem Auto soll er kommen. Das wird das Beste sein. Denn der Fuß muss ja geröntgt werden, ich muss ja zum Arzt ...“

„Klar, wird gemacht! Allet keen Problem“, lachte der junge Mann und schnappte sich sein Fahrrad.

Im Affentempo fuhr er davon. Kopfschüttelnd und ein wenig erleichtert sah ich ihm hinterher.

Eine halbe Stunde später war ich in der chirurgischen Abteilung gelandet. Zwei Mittelfußknochen waren gebrochen ... Und als ich mich bei meinem liebenswerten Samariter bedanken wollte, winkte er nur ab und sagte: „Omi, det is doch nich der Rede wert. Hab ick jern gemacht. Na dann, allet Jute ooch“, sagte er, klopfte seine derbe Hand auf meine Schulter, meinte noch: „Kopf hoch!“ und verschwand.

IRMGARD TABEA LAPS

Das Miststück

Als der Vater noch bei ihnen wohnte, hatte die Mutter in der Fabrik gearbeitet. Dann war der Vater immer öfter zu einer anderen Frau gegangen, und schließlich blieb er ganz bei ihr und heiratete sie.

Seitdem war die Mutter immer zu Hause. Sie sagte zu Peter und Wilma: „Ich bin krank. Ich kann nicht mehr arbeiten gehen.“

Aber am Abend ging sie oft in die Wirtschaft oder zu den Nachbarn, und wenn sie dann nach Hause kam, machte sie Lärm im Treppenhaus. Sie redete laut mit sich selbst, sie schimpfte auf den Vater, weil er nicht genug Geld schickte und weil er die andere Frau geheiratet hatte. Die Leute im Haus wurden wach davon. Sie rissen die Türen auf und riefen:

„Bist du schon wieder besoffen, du Miststück? Halt die Klappe! Wir wollen schlafen!“ Und es gab jedes Mal Streit. Davon wurde Peter oft wach. Er hörte zu, bis die Mutter die Wohnungstür zuknallte, er zog sich die Decke über den Kopf und weinte.

Wilma schlief immer so fest, sie hörte nichts, Peter war froh darüber. Wilma brauchte das alles nicht zu wissen, sie war doch erst sechs Jahre alt.

Manchmal kam die Mutter nachts noch zu ihnen ins Zimmer. Dann merkte sie, dass Peter weinte, und sie setzte sich auf sein Bett und weinte auch.

„Ich tu's nicht mehr“, flüsterte sie dann. „Warum kann ich denn nicht aufhören damit? Aber ich tu's nicht mehr, nie mehr, das verspreche ich dir!“

SCHENKEN HEISST
VON HERZEN GEBEN

Die Kunst des Schenkens liegt darin,
einem Menschen etwas zu geben,
was er sich nicht kaufen kann.

ALAN ALEXANDER MILNE

Unterwegs zum Licht



Schon als ich ihn das erste Mal traf, blinzelte Tariq vorsichtig in die Sonne. Ich erwartete ihn an einem sonnigen Augusttag im Jahr 2006 als einen der Teilnehmer unserer jährlichen internationalen Sommerakademie auf dem Parkplatz des Labenbachhofs in den bayerischen Alpen, einem ehemaligen Bergbauernhof, der heute als Freizeitheim und Tagungshaus der Stiftung *Wings of Hope Deutschland* als Trauma-Hilfe-Zentrum dient. Er stieg mit der palästinensischen Gruppe aus dem Kleinbus, der ihn vom Flughafen München abgeholt hatte, und er blinzelte mit den Augen, wie man eben so blinzelt, wenn man von dunkleren Räumen in die Helligkeit tritt.

Tariq war der Meister und Hüter der transportablen Reise-Wasserpfeife oder, wie die Araber sagen, der Nargila. Jeden Abend, am Ende eines langen Tages, wenn die Teilnehmer der Internationalen Sommerakademie relaxen wollten, war Tariq zur Stelle.

Die Nargila war sozusagen sein Kommunikationsinstrument. Sie ermöglichte es ihm, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen und ein wenig aus der Deckung zu kommen. Ein tief verletzter junger Muslim aus dem Heiligen Land. Einer von denen hinter der Mauer, die die einen vor dem Terror schützen soll und den anderen die letzte noch verbliebene Freiheit raubt.

Sein Bruder und sein bester Freund waren vor seinen Augen von israelischen Soldaten als „Steinwerfer“ erschossen worden. Tief traumatisiert lebte er in einer Wolke aus süßlichen Düften und betörenden Inhalatio-

nen. Ein junger Mann, dessen verletztes inneres Kind in der Dunkelheit am besten geschützt ist. Er verbarg es in dieser Wolke und nur manchmal blinzelte das Kind von damals aus dem jungen Mann von heute ein wenig in die Helligkeit, in die Welt hinaus.

Wenn ein Kind derartig verletzt wird, hat es ständig Angst, das Schreckliche und Unsagbare könnte ihm noch einmal widerfahren. Nur nicht noch einmal Zeuge sein, wie der eigene Bruder und der beste Freund erschossen werden. Viele dieser verletzten inneren Kinder, im Körper von scheinbar furchtlosen Halbwüchsigen, treten immer wieder mit Steinen und Molotow-Cocktails in der Hand gepanzerten Armeefahrzeugen mit Schnellfeuergewehren entgegen. Man nennt dieses System in der Psycho-traumatologie „den Zwang der Wiederholung“.

Manche dieser verletzten Kinder schnallen sich als Jugendliche einen Gürtel mit Sprengstoff um. Sie werden zur „menschlichen Bombe“ und versuchen möglichst viele „Feinde“ in die Luft zu jagen. Einmal im Leben wollen sie die Ohnmacht und Hilflosigkeit überwinden, ihre getöteten Familienangehörigen und Freunde rächen und werden „Märtyrer“ genannt.

Tariq reagierte anders. Er war nach dem Tod des Bruders für einige Zeit verstummt. Er verkroch sich in seine eigene Welt und wurde ein scheuer Einzelgänger.

Tariq gewann Vertrauen zu mir und wir redeten häufig miteinander. Ich hatte keine politische Botschaft für ihn. Ich hatte Verständnis. Eines Tages während der Sommerakademie standen wir vor einem wunderbar bemalten Kirchenfenster. Es war heller Tag. Tariq wurde ganz aufgeregt. Er blinzelte nicht mehr. Er hatte die Augen weit geöffnet und bewunderte das Kirchenfenster.

„Look, look here, look here the window. I'm working also with glass! I will become a famous artist! I will go to America, inshallah, I will study, I will become a famous glass artist!“ Vom Überlebenskünstler zum Glaskünstler! Ich konnte mir das gut vorstellen und unterhielt mich oft mit ihm darüber.

Als der Tag des Abschieds kam, bat er mich und meine Frau Renate, ihn in Bethlehem in seiner Werkstatt zu besuchen: „You will soon come to Bethlehem? I have to show you my work. Please come. Visit me!“

Und wirklich, nur wenige Wochen später trafen wir ihn in Bethlehem. Wir trafen ihn im *Internationalen Begegnungs- und Friedenszentrum der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land*. Wir trafen ihn in der Glaswerkstatt. Dort hatte ihm der Leiter des Zentrums eine Aufgabe gegeben, denn er war eine Naturbegabung als Glaskünstler.

Für die Christen dort, die seit Jahrhunderten mit ihren muslimischen Menschengeschwistern zusammenleben, spielte es keine Rolle, dass er Muslim war. Er gestaltete die Glasfenster des kirchlichen Friedens- und Begegnungszentrums und er gestaltete sie großartig. Ja, er unterrichtete sogar dort im Zentrum traumatisierte Kinder in der Kunst der Glasherstellung. Er fertigte mit ihnen Glasbilder mit Heiligen aus der abrahamitischen Tradition an. Ein Muslim aus Palästina, der Gestalten der Thora und des Neuen Testaments ganz selbstverständlich auch seiner Tradition zurechnet.

„You did it! You are really here!“ Er konnte noch nicht glauben, dass wir ihn wirklich besuchten. Vor wenigen Wochen erst hatte er uns in Ruhpolding auf Wiedersehen gesagt.

Er blinzelte wieder ein wenig, aber nicht wegen des Lichts. Diesmal war es die salzige Tränenflüssigkeit, die ihn blinzeln ließ. Viel war inzwischen geschehen. Er hatte das Stipendium und das Ticket für Amerika in der Tasche. Seinem Studium stand nichts mehr im Weg – fast nichts mehr.

„Could you go with me to Hebron? I would like to pray last time in my mosque before I will leave to the States“, fragte er bittend.

Er wollte noch einmal nach Hebron und dort in der Moschee beten. Ich wusste, Europäer sollten zur damaligen Zeit dort nicht hin, aber der Blick meiner Frau sagte ja, und was sollte uns passieren, betend an den Gräbern der Väter und Mütter: Abraham, Isaak, Ismael, Sarah, Haggai ...

Also antwortete ich ihm: „Tomorrow we will go!“ Ich (eigentlich meine Frau) hatte entschieden!

Schreckliches ist dem Ort Hebron in den letzten Jahren widerfahren. Fundamentalistische jüdische Siedler haben sich der Altstadt oberhalb des Suqs (des orientalischen Marktes) bemächtigt und alle Palästinenser bis auf wenige Familien von dort vertrieben. Vor einigen Jahren richtete ein jüdischer Siedler in der berühmten Moschee von Hebron am Rand der Altstadt dann ein Blutbad unter muslimischen Gläubigen an. Er schoss grundlos auf die Betenden sein Magazin leer. Daraufhin verbarrikierten die israelischen Verteidigungstreitkräfte die Zugänge zur Moschee für Muslime und Christen komplett mit Elektrozaun, Metalldetektoren und Drehgitterkreuzen. Die Gebetsstätte wurde von innen durch eine Mauer in zwei Teile geteilt. Über eine Holzbrücke gelangen seitdem die jüdischen Siedler geschützt in ihren Teil und die anderen sind auf das Wohlwollen der

israelischen Soldaten angewiesen. Christliche Touristen trauen sich eigentlich ohnehin nur noch sehr selten nach Hebron, und Muslimen wie unserem Tariq kann es passieren, dass er es vier Mal umsonst versucht und nicht hineinkommt, weil es ihm bei jüdischen Soldaten immer noch die Sprache verschlägt.

Mit uns kam er aber hinein. Drei Frauen, zwei Mitarbeiterinnen des zivilen Friedensdienstes, die sich uns angeschlossen hatten, meine Frau, Tariq und ich. Ich ging zu dem blutjungen israelischen Soldaten am Eingang und rauchte mit ihm eine meiner Zigaretten, fragte ihn nach seinem Alter und erzählte ihm, dass er jünger als mein eigener Sohn sei, der damals 23 Jahre alt war. Ich wartete, bis meine vier Begleiter inklusive Tariq durch das Drehkreuz in der Moschee verschwunden waren, überließ dem verblüfften Soldaten meine Zigaretten und meinte beim Betreten der Moschee: „Bis später. Und bitte verstehe mich nicht falsch, aber ich bin froh, dass mein Sohn nicht auch so einen verrückten Auftrag hat wie du.“ Die drei Frauen mussten sich in schwarze Kapuzenmäntel hüllen wie die Mönche in Umberto Ecos Buch „Im Namen der Rose“, was ich irgendwie amüsant fand. Danach stand unserem Besuch und unserem Gebet nichts mehr entgegen. In dem mit Teppichen ausgelegten Gebetsraum, neben den Gräbern der Urväter und Urmütter von Juden, Christen und Muslimen.

Am Grab Abrahams kam mir die Bibelstelle aus 1. Mose 12,1–3 in den Sinn: Und der HERR sprach zu Abraham: Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen,

und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.

Ich las ein wenig in meiner zerfledderten Bibel und faltete meine Hände zum Gebet. Neben mir auf den Teppichen saß Tariq und hatte wie bei den Muslimen üblich seine Hände zu einem offenen Kelch geformt und betete auch. Sein letztes Gebet in seiner Heimatmoschee vor der Ausreise in die USA.

Neben uns saßen die Frauen. Auch sie beteten. Ich weiß nicht, wie lange wir dort zu fünft gegessen haben, aber nachdem einige Zeit vergangen war, blickten wir uns einfach an und es war eine tiefe und friedliche Stimmung bei uns eingekehrt.

Und irgendwann saß bei uns der Imam der Moschee. Er fragte mich, woher wir kämen, warum wir dorthin gekommen seien, und er erklärte uns einiges zum Bau der Moschee. Er zeigte uns die Einschusslöcher der Kugeln am Mauerwerk, die bei dem Massaker vor einigen Jahren entstanden waren. Er führte uns zu der Mauer, die heute die Kinder Abrahams trennt, und fragte mich, nachdem wir uns auch noch eine Weile über Judentum, Christentum und Islam und meine Arbeit ausgetauscht hatten, ob er mich segnen dürfe. Ich bejahte und er segnete mich unter Handauflegung.

Ich fragte ihn, ob ich auch für ihn beten und ihn segnen dürfe. Er freute sich. Ich sprach einige frei formulierte Fürbitten und betete mit den drei Frauen gemeinsam das Vaterunser, um ihn dann unter Handauflegung zu segnen. Anschließend segneten der Imam und ich, in unserer jeweiligen Tradition Tariq vor seiner langen Reise in die USA.

DANKBARKEIT IST DIE SPRACHE
DER HERZEN

In jede hohe Freude mischt sich
eine Empfindung der Dankbarkeit.

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

Steh-auf-Lieschen



Das ist so: Die Elisabeth Schirmin, die in dem Mietshaus in der Parkstraße wohnt, hat nebenbei einen Namen, der nur wenigen bekannt ist. Sie selbst denkt auch nur an ihn, wenn ihr wieder einmal das rechte Knie weh tut und sie schlecht gehen kann. Dann erinnert sie sich ihres sechsten Geburtstages, an dem sie ein Paar Rollschuhe geschenkt bekam, mit denen sie noch am gleichen Tag unten auf dem Bürgersteig die ersten Gleitversuche machte. Sie stellte sich geschickt an, der Vater, der ihr zusah, klatschte Beifall. Sie winkte zurück, lachte und versuchte, schneller zu fahren. Dabei kam sie ordentlich in Schwung, breitete die Arme aus und meinte zu schweben, bis plötzlich eines der Vorderräder blockierte und sie im gleichen Augenblick längelang aufs Pflaster schlug. Eine Schrecksekunde, ein jäher, heftiger Schmerz, schon stiegen ihr die Tränen in die Augen, schon wollte sie lauthals losheulen, als ihr der Vater zurief: „Steh auf, Lieschen!“ Das klang wie Befehl und Bitte zugleich, das riss sie förmlich hoch. Sie schluckte die Tränen hinunter, rappelte sich auf, sah, dass das rechte Knie blutete, schaute zum Vater hin, der ihr anerkennend zunickte, schniefte und schnaufte und fuhr, langsamer nun, die Straße hinunter. Kehrt an der Ecke um, kam zurück, schnallte sich am Haus die Rollschuhe ab, ging hinauf in die Wohnung und hatte von da an ihren Spitznamen weg.

Das dieser Name für sie so etwas wie ein Lebensprogramm werden sollte, hat sie damals nicht gewusst. Lan-

ge hat sie sich über das „Steh-auf-Lieschen“ geärgert, ist wütend geworden, wenn sie wieder so gerufen wurde, hat es bald nicht mehr hören mögen und hat sich doch in schwierigen Situationen daran festgehalten. Und schwierige Situationen hat es mehr als genug in ihrem Leben gegeben, gibt es auch heute noch, gibt es gerade heute – wer hätte denn gedacht, dass sie mit 52 Jahren arbeitslos werden würde? Ihr Vater hatte bei der Post gearbeitet, auf seinen Rat hin war auch sie zur Post gegangen, hatte Briefe ausgetragen, hatte Pakete angenommen, hatte Schalterdienst getan und zuletzt in der Verwaltung gearbeitet. Aber im Jahr 1991 wurde der Verwaltungsapparat verkleinert, auch im Schalterbereich und bei der Briefpost sparte man Personal ein, und so erhielt sie zusammen mit vielen anderen ihre Kündigung und war praktisch von heute auf morgen ohne Arbeit. Und ohne Verdienst. Natürlich beantragte sie Arbeitslosengeld, aber die Bearbeitung ihres Antrags dauerte Wochen. Während dieser Zeit lebte sie vom Ersparten, und wenn sie mutlos werden wollte, weil sie unter der ihr aufgezwungenen Tatenlosigkeit litt, wenn sie fast verzweifelte, weil kaum Hoffnung bestand, eine neue Beschäftigung zu finden, sagte sie leise und befehlend zu sich selbst: Steh-auf-Lieschen! Und schon kam ihr von irgendwoher ein wenig Kraft, und die nächsten Stunden überzogen sich mit Farbe und Wärme, und sie fühlte sich einfach besser.

Allerdings hat sie zu Beginn ihrer Arbeitslosigkeit nicht geglaubt, dass sich dieser Zustand über Monate hinziehen würde. Doch auch mit dieser Tatsache muss sie leben lernen. Das Arbeitslosengeld reicht für die Miete und für einen bescheidenen Lebensunterhalt, das ist alles. Jede Woche geht sie zum Arbeitsamt, steht sich die

Beine in den Bauch, wird getröstet, tröstet ihrerseits andere, die mit ihr warten. „So geht es nicht weiter“, sagt sie zu den Frauen, „glaubt mir, eines Tages wird es besser!“ Erntet nur ein stummes Schulterzucken, lässt sich trotzdem nicht hängen, „Steh-auf-Lieschen“ gibt so bald nicht auf, das wäre doch gelacht.

Schließlich hat sie nie aufgegeben, obwohl das nicht einfach gewesen ist! Die Eltern starben kurz hintereinander, als sie gerade die Lehre beendet hatte. Um die Wohnung halten zu können, nahm sie die ältere Schwester ihrer Mutter, die sich nach einem Schlaganfall nur mühsam versorgen konnte, zu sich. Ihre Mutter war eine heitere Frau gewesen, Tante Isolde dagegen fühlte sich nur wohl, wenn sie klagen konnte. Das tat sie ausdauernd, beinahe genussvoll, damit brachte sie jeden zur Verzweiflung. Auch ihre Nichte, die anfangs diesen depressiven Stimmungen hilflos gegenüberstand.

Als sie aber spürte, dass diese Stimmungen auf sie überzugreifen drohten, setzte sie sich freundlich und entschieden zur Wehr. „Ich tu für dich, was ich kann“, sagte sie zur Tante. „Wenn dir das nicht genug ist, musst du in ein Altersheim, ich kann dir weder die Schmerzen noch deine schlechte Laune wegzaubern, du musst mit beidem leben lernen, etwas anderes bleibt dir nicht übrig!“ Die Tante weinte und tobte, aber dann nahm sie sich zusammen; als sie nach einem Jahr starb, war „Steh-auf-Lieschen“ ehrlich bekümmert.

Sie war nun 21 Jahre alt und sehr allein, aber sie fand den Richtigen nicht, da nahm sie schließlich den Falschen: Georg Schirmin, Angestellter in einem Frisörgeschäft, zuständig für die männlichen Kunden, ein gutaussehender, aber haltloser Mann.

Sie liebte ihn nicht, sie war nur kurze Zeit, allerdings sehr heftig, in ihn verliebt, das gab sich, als sie schwanger wurde und er darüber in Wut geriet.

„Konntest du nicht aufpassen“, schrie er sie an, „ein Kind in dieser schweren Zeit, das hat mir gerade noch gefehlt! Bildest du dir ein, du könntest zu Hause bleiben und dir ein angenehmes Leben machen mit dem Balg? Fehlanzeige, ich haue ab, sieh zu, wie du allein zurechtkommst!“

Damals gab es noch keine Mauer zwischen den beiden Teilen Deutschlands, das Abhauen war einfach, das Untertauchen auch, weil Mauer und Stacheldraht wenige Monate später errichtet wurden.

Im Spätherbst brachte Elisabeth einen Sohn zur Welt, sie nannte ihn Alexander. Schon bald nahm sie ihn morgens mit auf Arbeit und schob den Kinderwagen vor sich her, wenn sie Zeitungen und Briefe austrug. Sie verdiente wenig, aber sie war glücklich mit dem Kind, an den Mann verschwendete sie keinen Gedanken mehr. „Steh-auf-Lieschen“ klang wieder wie ein Programm, an das sie sich hielt.

Der Kleine gedieh, mit allem anderen wurde sie fertig. Da die Wohnung für sie und den Sohn zu groß war, tauschte sie sie gegen eine kleinere ein, so kam sie in die Parkstraße. Zweieinhalb Zimmer und Küche, die Toilette auf halber Treppe, ein Bad gab es nicht, das bedauerte sie sehr. Mit den Hausbewohnern kam sie aus, auf die Frage nach ihrem Mann antwortete sie wahrheitsgemäß, dass er in den Westen gegangen sei und nun nicht mehr zurückkönnen. Man hatte Mitleid mit ihr, vor allem, als der Kleine mit eineinhalb Jahren zu kränkeln begann. Ein Infekt löste den anderen ab, das hielt das kleine Herz nicht aus,

Glück auf Umwegen



Linde ist eine beeindruckende Persönlichkeit. Ich habe sie in einer für sie außerordentlich schwierigen Lebensphase kennengelernt. Durch besondere Umstände war sie eine Zeitlang alleinerziehend. Mit Liebe und Konsequenz lenkte sie die fünf Kinder im Alter von drei bis neun Jahren, darunter ein Zwillingsspärchen. Ihren kindlich vertrauensvollen Glauben an den lebendigen Gott zu beobachten war etwas Wunderbares.

Viel Geld hatte sie in dieser problematischen Zeit nicht zur Verfügung. Trotzdem schaffte sie es immer wieder, die Kinder mit einfachen Dingen zu erfreuen.

Einmal gab es ein besonders günstiges Wochenend-Ticket der Bahn. Linde kaufte dieses Ticket und bestieg morgens um 8 Uhr voller Vorfreude mit der quirligen Kinderschar die Bahn.

Linde war immer im Gespräch mit ihrem himmlischen Vater. Und so war sie ihm auch an diesem Morgen dankbar, dass sie den Kindern mit ihren geringen Mitteln so eine besondere Freude machen konnte.

Fröhlich und voller Erwartung saßen die Kleinen mit ihrem Rucksack auf den Plätzen und die kleinen Münder standen nicht still.

Kurz vor neun Uhr kam eine Kontrolleurin. Arglos öffnete Linde ihre Tasche und zeigte den gekauften Fahrschein vor.

„Ihr Ticket ist erst ab neun Uhr gültig“, stellte die Dame mit strenger Miene fest. „Außerdem ist es nicht abgestempelt.“

Da Linde zu wenig Erfahrung im Bahnfahren hatte, war sie in gutem Glauben, der Kauf der Fahrkarte berechtigte sie mit ihren Kindern zu diesem Ausflug. Dass sie sich mit dem Sonderfahrschein auch an bestimmte Zeiten halten musste, war ihr nicht bewusst.

Da saß die kleine Truppe nun fassungslos und bekümmert. Alle Freude war mit einem Schlag weggewischt. Die Kontrolleurin kannte kein Pardon. Linde war gezwungen, eine saftige Strafe zu zahlen.

Zu allem Überfluss musste sie mit den Kindern aussteigen und ein neues teureres Ticket kaufen. Das mühsam für den Tagesausflug zusammengesparte Geld war damit weg.

Fragend richtete Linde ihren Blick nach oben. Der himmlische Vater kannte doch ihre Situation. Sie machte sich selbst Vorwürfe. Warum hatte sie nicht besser auf den Umgang mit dem Wochenend-Ticket geachtet?

Nun war es zu spät. Der Tag war unerschwinglich teuer geworden. Nein, so machte es nun wirklich keine Freude mehr.

Sie konnte mit den Kindern kein Eis genießen und auch der Besuch im Zoo musste gestrichen werden. Durch ihre Unachtsamkeit hatte sie einen glücklichen Tag verdorben!

Wie begossene Pudel stand die kleine Truppe auf dem Bahnsteig. Trotzdem plauderten die Kinder bald wieder munter drauflos. Anscheinend machten sie dabei auf andere Reisende einen netten Eindruck.

Schließlich kam eine ältere Dame auf sie zu und sprach Linde an. Sie fragte nach dem Woher und Wohin. Bereitwillig gab Linde Auskunft, allerdings ohne von ihrem Missgeschick zu berichten.

Daraufhin erzählte die Dame kurz von sich. Sie war Richterin. Vor einiger Zeit hatte sie sich durch einen besonderen Anlass vorgenommen, jede Woche drei Kinder mit Geld zu beschenken.

„Diesmal sollten es eben fünf sein“, meinte sie lachend. Den erstaunten Kindern drückte sie jeweils einen Geldschein in die Hand.

Dann verabschiedete sie sich schnell. Die strahlenden Kinderaugen und ein aus tiefem Herzen kommendes Dankeschön begleiteten die Wohltäterin wie ein warmer Frühlingswind.

Verblüfft stellten die Beschenkten fest, dass es genau die Summe war, die sie durch ihr Missgeschick verloren hatten.

„Gott hat uns nicht vergessen!“ Linde konnte nur noch staunen. Ihr Herz war voller Dankbarkeit und dieser Dank floss auch im Gebet nach oben. Auch für ihre Kinder war das ein eindrückliches Erlebnis. Gott gönnt seinen Kindern Gutes, auch wenn dies manchmal über Umwege ankommt.

BRIGITTE HAUTH

Quellenverzeichnis

Marie Anne Berlé, Frühstück wie nie zuvor. Alle Rechte bei der Autorin.

Norbert Blüm, Alfons oder Die Schmuttelkinder von Juruti, aus: Norbert Blüm, Aus heiterem Himmel. Wie das Leben so spielt – Geschichten © Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2007, S. 65-74

Brigitte Hauth, Glück auf Umwegen, aus Brigitte Hauth, Spuren, die unser Leben schreibt © Verlag Media Kern, Wesel

Peter Klentzan: Unterwegs zum Licht, aus: Andi Weiss, Nie tiefer als in Gottes Hand. 50 Erlebnisse, die Halt geben © Gerth Medien, Asslar 2012

Irmgard Tabea Laps, Von wegen ein bunter Vogel. Alle Rechte bei der Autorin

Heinz Liepmann, Eine Gerichtsverhandlung in New York. Alle Rechte beim Autor

Petra Ng'uni, Begegnung, aus: Andi Weiss, Nie tiefer als in Gottes Hand. 50 Erlebnisse, die Halt geben © Gerth Medien, Asslar 2012

Gudrun Pausewang, Der Trottel. Alle Rechte bei der Autorin

Anneliese Propst, Steh-auf-Lieschen, aus: Anneliese Propst, Steh-auf-Lieschen, 13 Storys, herausgegeben von Joachim Jahns, 1. Auflage Querfurt 2000. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Dingsda-Verlag Leipzig

Hellmut Puschmann, Kleinigkeiten? Alle Rechte beim Autor

Gina Ruck-Pauqu t: Ein großartiges Gefühl, aus: Dietrich Steinwede, Die Hoffnung aber bleibt. Geschichten, die gut tun, Kaufmann, Lahr 2006   bei der Autorin

Gina Ruck-Pauqu t: Neue Mütter gibt es nicht, aus: Dietrich Steinwede, Die Hoffnung aber bleibt. Geschichten, die gut tun, Kaufmann, Lahr 2006   bei der Autorin

Ursula W lfel, Das Miststück, aus: Ursula W lfel, Die grauen und die grünen Felder   2004 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim/Basel

Wir danken allen Rechteinhabern für die freundliche Abdruckerlaubnis. Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber in Erfahrung zu bringen. Für zusätzliche Hinweise sind wir dankbar.